

Ulrich Hohoff

“Eisig leuchtet die gelbe Quitte”

Über die Natur- und Menschengedichte von Ludwig Greve

Die folgenden Gedichte stellen einen deutschen Lyriker von Rang vor, der ein größeres Publikum verdient. Ein Anlaß dafür stellt sich eben ein: Ludwig Greve, 1924 in Berlin geboren und bis 1988 in Marbach am Neckar im Deutschen Literaturarchiv tätig, bekommt den Großen Stuttgarter Literaturpreis. Die ausgewählten Texte entstammen zumeist dem 1974 erschienenen Band *Bei Tag*; drei von ihnen, “Die Sterbende”, “Playback” und “Hannah Arendt”, sind aus *Playback*, einem Sonderdruck zum 60. Geburtstag des Autors (1984).

Prima vista hat die Themenwelt Greves zwei Schwerpunkte: die Natur und die Biographie des Autors. Die Anlässe für diese Gedichte sind immer privat, etwa Wendepunkte im eigenen Lebenslauf, Erinnerungen an Freunde, Skizzen von Familienmitgliedern, oder Augenblicke unterwegs und Erlebnisse in der freien Natur. Greve beschreibt nicht ‘fertige’ Sachverhalte von außen, sondern entwickelt sein Thema aus der Auseinandersetzung des Ichs mit seinem Leben und seiner Umwelt, ja er macht diese Auseinandersetzung selbst zum Thema. Deshalb bricht die Rede im Gedicht nicht selten mehrmals ab und hebt von einem anderen Punkt aus wieder an. Die Suchbewegung, die sie durchzieht, geht vom Privaten aus, zielt aber weiter, nämlich auf eine bildliche und sprachliche Form, in der die Erlebnisse und Erfahrungen “gefaßt” und aufgehoben sind.

Dahinter steckt ein Mann, der auf das literarische Kunstwerk vertraut als etwas, das mehr ist als die Summe der Worte, aus denen es besteht, der der Poesie zutraut, was andere Diskursformen nicht können: die Integration von rationalen und irrationalen Aspek-

ten, von bildlichem und begrifflichem Ausdruck, von sinnlichen, seelischen und geistigen Phänomenen im literarischen Kunstwerk. Man kann diesen ungeheuren Anspruch als unzeitgemäß abtun, als spinnös oder überzogen (im Sinn von unrealistisch). Aber viele große Lyriker sind ohne ihn gar nicht denkbar, etwa Vergil, Goethe, Hölderlin und Rilke.

Das erste hier abgedruckte Gedicht, "Mein Vater", ist der Monolog eines Sohnes, der Versuch, eine innere Zwiesprache mit dem Verstorbenen zu beginnen, der ungreifbar ist, im Jenseits vermutet wird, in einem Todesraum aus Schweigen, Salz und Asche. Der Sohn imaginiert ihn sich und stellt aus der Erinnerung seine Gestalt wieder her, Glied für Glied, ja bekennt sich anschließend zu ihm als Vorbild. Die Schlußzeilen sind der stärkste Gegensatz zur Verzweiflung und Trauer des Anfangs: der Tod des Vaters wird positiv gedeutet, als Opfer für das Überleben des Sohnes, der die Nähe zum Verstorbenen, paradox, gerade im eigenen Leben und dem seiner Kinder wiederfindet.

Was als imaginierte Zwiesprache beginnt und endet, bringt im Mittelteil den Versuch des Sohns, in der Auseinandersetzung mit dem Selbstbild vom Vater eine neue Haltung zu ihm zu gewinnen. Die Ereignisse sind absichtlich nur angedeutet: der Vater wurde gequält und flehte um ein Ende der Gewalt, er begleitete die Schwester in den Tod, Sohn und Vater mußten sich in feindlicher Umgebung durch eine Art Geheimsprache verständigen. Entscheidend ist, daß das Gedicht so diskret bleibt. Es sagt nicht, was autobiographisch dahinter steckt: daß der Vater 1938 ins KZ gebracht wurde und 1944 mit der Schwester in den Tod ging. Im Mittelpunkt steht nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart des Sohnes, der versucht, sich der Erinnerung zu stellen und die eigene Trauer als Ausgangspunkt für einen Neuanfang zu verstehen. Christliche, biblische Motive spielen mit hinein, nicht als religiöses Zeugnis, eher als Bilderschatz und als negative Folie: der so schwer geprüfte gerechte Mann Hiob; Abraham, der seinen Sohn Isaak zusammen mit einem Opfertier zur Schlachtbank führt; die Gesetzestafeln vom Berg Sinai. Neben die alttestamentarisch-jüdische Tradition tritt die neutestamentlich-christliche: die Heimkehr des verlorenen Sohns; der Nachfolgegedanke; der Opfertod als Erlösung zu neuem Leben.

Erstaunlich ist die äußere Form des Gedichts: es ist eine asklepiadische Ode von antikem Zuschnitt, modern unverwandelt durch die immer wieder neue Suchbewegung und den deliberativ-meditierenden Sprechgestus, zur Provokation geworden durch das Thema dieses Gedichts.

Auch in einigen anderen der abgedruckten Gedichte ist Biographisches verarbeitet, deutlich vor allem in "Playback", das den Fremdheitsschock nach der Heimkehr und die Nachwirkungen der Kriegsergebnisse darstellt. Mutter und Sohn Greve waren 1944 nach Lucca geflohen und gingen bei Kriegsende nach Palästina, von wo Ludwig Greve 1950 aus der Emigration nach Deutschland zurückgekommen war. Wie reserviert, zeigt die Rückblende "Playback": heimgesucht von Alpträumen, in Angst vor dem offenen Wort, im Zurückschauen vor einer Gesellschaft, die nach 1945 zur Tagesordnung übergehen wollte, verharret das Ich in Isolation, verstört von der Last des Erlebten, vom Verlust der Heimat, die unauffindbar bleibt:

Hier
mußte es sein, so dicht war nirgends
die Unkenntlichkeit.

Wäre Ludwig Greve ein Maler, dann könnte man ihn, nach dem größeren Teil seiner Gedichte, einen "Landschafter" nennen, denn deren Schauplatz ist die freie Natur. "Frei" ist diese Natur von menschlichen Eingriffen und Zerstörungen, von den Auswüchsen der Zivilisation, weitgehend von Menschen überhaupt, die meist Folie oder Kulisse sind. Auch das lyrische Ich tritt nicht selbst ins Bild. Und es gibt fast nie konkrete Orts- oder Zeitangaben. Greves Thema sind also nicht bestimmte, identifizierbare einzelne (einzige oder unerhörte) Erlebnisse, sondern das, was sich in der Natur immer wiederholt: Sonnenschein, Regen, Schnee, Ebbe und Flut, die Baumblüte. Schon die Überschriften weisen auf diesen Zug zum Alltäglichen, Normalen der Natur hin.

Die Methode ist die des Phänomenologen. Er beobachtet möglichst genau und versucht dann die typischen Merkmale der Naturvorgänge darzustellen, und zwar – das ist entscheidend – hier in einem Gedicht, das beides zusammenzwingt, den beobachtbaren Ablauf in der Natur und den Wahrnehmungsvorgang des Beob-

achters. Als Ergebnis präsentiert sich nicht eine Reflexion, eine Aussage über die Beschaffenheit der Natur "an sich". Greve projiziert vielmehr die Wahrnehmungen von Natur direkt auf den geschilderten Ablauf. Er findet Bilder, die den (eher objektiven) Naturvorgang mit dem (subjektiven) "point of view" untrennbar verschmelzen. Dafür ein Beispiel aus dem unten abgedruckten Gedicht "Nach dem Regen"; seine Bildquelle sind die nach einem Regen hervorbrechenden Sonnenstrahlen:

Da senkt aus dem Mittag
Sonne den glühenden Stachel
und schwellend, berstend vor Licht,
scheint die verlassene Erde
wie Honig erleuchtet.

Das Bild wirkt in sich geschlossen, weil der Bienenvergleich an mehreren Stellen die Sonnenstrahlung metaphorisch ersetzt: Sonnenstrahl/Stachel (Aggressivität), Ausbreitung des Lichts/Anschwellen des Stiches (Intensität, Potential), Erde/Honigmasse (Beleuchtung). Die Wirkung dieser Zeilen verantworten noch zwei weitere, für diesen Dichter typische Merkmale: klare Rhythmisierung der Verse und luzider Ausdruck.

Die Gedichte lassen einen Poeten der Elemente (mit Ausnahme des Feuers) erkennen. Kaum ein Text, dem nicht das Zusammenspiel von Erde, Luft und Wasser den Oberton angibt. Die Elemente erhalten Leben, sie können menschen- und tierähnlich sein. Hier einige Beispiele aus den abgedruckten Texten für die originelle Metaphorik: "Regen feiert die Hochzeit" ("Junigewitter"), Wellen branden an "im Lidschlag der Flut" ("Nordsee"), der Kuß von Quallen brennt auf der Haut (ebd.), der Regen durchdringt wie ein Liebhaber die "Erde, Geliebte / mit weichen, quellenden Brüsten" ("Nach dem Regen"), dann werden die Wolken "schwanger mit Sonne" ("Bei Ebbe II") und schließlich wiegt das Meer den Himmel und die Wolken wie Babies ("Nordsee"). Diese Anthropomorphismen holen die Natur näher heran, denn sie erscheint nun dem Menschen ähnlich, verfremden sie aber zugleich.

Auch die Animalisierungen sind mit Bedacht gewählt: Der Tag ist ein Vogel, der seinen Flügel entfalten will ("Schneesturm"), die schneebedeckte Erde ist eine Schildkröte unter ihrem Panzer ("Schnee"), die Welle im Wasser ist ein Haifisch ("Nordsee") und

die Sonne ein Fisch im Netz (ebd.). Die Wahl dieser Metaphern verweist auf mehr als die Suche nach plastischen Bildern. Denn wenn die Natur menschen- und tierähnlich ist, sind die Menschen mit der Natur wie mit den Tieren verwandt und die Tiere ebenso mit der Natur und dem Menschen. Das Netz von Verweisungen verknüpft die drei Lebensformen Mensch, Tier und Natur zu einer Ganzheit. Die ist bei Greve natürlich nicht mehr im Sinn der deutschen Romantiker die verlorene und wiederersehnte Einheit der Natur, aber doch ein Orientierungsfeld, das den Einzelnen in alltäglichen Umweltvorgängen verankert.

Die poetische Kraft, mit der Greve Naturvorgänge, die jeder schon tausendmal erlebt hat, neu und unverbraucht darstellt, kann auch die Wahrnehmung des Lesers verändern. Man spürt, wie der Autor vor einigen Jahren in seiner Rede "Warum schreibe ich anders?" (abgedruckt in *Playback*, 1984) selbst sagte, bisweilen bei ihm "so einen Unterton von Glück, warum soll ich das leugnen"; der wirkt ansteckend.

Natürlich ließe sich für die vorgestellten Texte eine Traditionslinie nachzeichnen. Sie reicht bis in die Antike zurück und führt wohl über das spanische "siglo de oro" mit den *Soledades* ('Einsamkeiten') des Don Luis de Góngora, in jedem Fall aber über die Hymnen- und Odendichtung Friedrich Hölderlins. Auch das 20. Jahrhundert wäre einzubeziehen, mit den Italienern Eugenio Montale und Giuseppe Ungaretti, außerdem die deutschen Expressionisten und die Naturlyriker Wilhelm Lehmann und Oskar Loerke. Doch soll diese schöne Ahnenreihe nicht ablenken, sondern anregen, die Gedichte von Ludwig Greve selbst zu lesen.